



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.



Wenn die Unterredung mit dem General auch nicht die Wirkung gehabt hatte, Eberhardt zu einer Anschauung herüberzuziehen, welche mehr dem geläuterten Geiste eines Mannes, der mit der Welt abgeschlossen hatte als der thatkräftigen Natur eines Jünglings entsprach, so hatte sie doch nicht verfehlt, eine Gedankenrichtung in ihm hervorzurufen, welche ihn unter den Eindrücken der Gegenwart in seinem frühern Entschlusse bestärkte, unter allen Umständen seinem Versprechen und dem Wunsche der Mutter treu zu bleiben. Wohl nicht seine Überzeugung, aber doch seinen Stolz beeinflusste sein Gespräch mit dem alten Herrn. In es flöhte die erhabene Anschauung des Grafen von dem Lohne, den die Tugend in sich selber trägt, ihm eine bisher ungetrannte Zuversicht auf die Vorsehung ein, jenes feste Vertrauen auf eine gütige und gerechte Lenkung alles menschlichen Schicksals, welche den reinen Seelen ebenso gewiß, süß und tröstlich, wie den irrenden peinlich und unsicher erscheint.

In den erwartungsvollen Stunden, welche heute bis zu dem Augenblicke langsam dahinschliefen, wo er an dem vorgeschriebenen Orte erscheinen sollte, und in dem Tumult von Überlegungen und Wünschen, welche die Mittheilung des Generals in ihm erweckt hatte, war ihm sein fester Wille, sich durch keine Umstände von dem Festhalten an seinem Worte abwendig machen zu lassen, eine feste Stütze. In diesem unerschütterlichen Entschlusse allein schon fand er eine Beruhigung gegenüber dem Schwarm von Gedanken, die ihn bei der Idee überfielen, er könne sein Recht geltend machen und durch den Beginn eines Prozesses sich selbst in ein andres Licht und ein andres Verhältnis gegenüber den Menschen setzen, die er während seines Aufenthalts an dieser Küste hatte schätzen und lieben lernen.

Mit sehnendem Herzen lenkte er am Abend seine Schritte zum Schlosse hin und spähte von fern nach dem Fenster der Geliebten. Der Mond hatte sich über den Wipfeln der Waldbäume erhoben und warf seinen silbernen Schein über die Landschaft hin, er ließ das Fenster dort über dem Altan hell wie

einen Stern erglänzen, und es schien Eberhardt, als sei es eine verheißungs- volle Vorbedeutung, die ihm aus diesem Schimmer entgegenblinke. Die alte graue Mauer mit ihrem Hängewerk von Schlinggewächsen erschien, als Eberhardt sich der kleinen Pforte näherte, in diesem abendlichen Lichte zugleich düster und romantisch, wie ein Bau in Oberons Walde, indem die glatten Blätter des Epheus und der von drüben herabhängenden Zweige der Eichen hell vom Monde beleuchtet wurden und hinter ihnen der Schatten umso schwärzer erschien. Aus einem dieser Schatten trat, als er dem Pfortchen ganz nahe war, eine weibliche Gestalt hervor, welche er als die getreue Millicent freudig begrüßte. Sie stieß die Thür auf, welche nur angelehnt war und sich kreisend in den verrosteten Angeln drehte, führte ihn an der Hand über die im Dunkeln liegenden Stufen der Schwelle und flüsterte ihm zu: Nur leise und schnell! Folgen Sie mir auf dem Fuße nach!

Im Schatten der Mauer hin folgte er der eilig vor ihm her huschenden Gestalt des jungen Mädchens nach und trat hinter ihr in einen Seitenbau des Schlosses ein, welcher für wirtschaftliche Zwecke bestimmt war, wie ihm ein Blick durch die Fenster des Erdgeschosses in die Küche zeigte. Es ging durch einen Korridor hindurch auf eine Seitentreppe, und oben fand sich Eberhardt in dem Gange, welchen er bei seinem ersten Besuche in Schloß Eichhausen durchschritten hatte. Endlich öffnete Millicent die Thür am Ende des Ganges, und er trat mit pochendem Herzen in das nur vom Monde erhellte Zimmer Dorotheens ein.

Und nun, mein schöner Herr, sagte Millicent mit einem Knix, rate ich Ihnen, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen. Ich bin genötigt, Sie hier einzuschließen, doch wird Ihr Gefängnis von jemand anders geöffnet werden.

Sie war leichten Fußes verschwunden, und Eberhardt stand wie berauscht in diesem von der Geliebten bewohnten Gemach, dessen Reize so oft der Gegenstand seiner wachen Träume gewesen waren, in diesem Heiligtum der Anbetung seines Herzens. Das Zimmer war wie überflutet von dem reinen Licht der vollen Mondscheibe und erschien ihm in seiner Stille und seinem Glanz wie verzaubert. Dort war der Platz, wo er Dorothea hatte sitzen sehen, der Platz an dem weithin blickenden Fenster, von wo sein Auge jetzt weithin über den tief unten dunkelnden Wald und nach dem blauschwarzen Himmel hinauf sah, in der Einbildungskraft sich Dorotheens Augen leihend, mit denen sie von ihrem Lieblingsplatz aus dieses selben Anblicks zu genießen pflegte. Und wie war dieser Raum so ganz erfüllt von Dorotheens Wesen! Alle seine Sinne sagen zugleich ihre Existenz ein. Dieser seine Geruch, beinahe unmerklich und ihm süßer erscheinend als die Düfte der Frühlingsblumen! Er glaubte innerhalb dieser Wände den Ton ihrer Stimme deutlich zu vernehmen, und jedes Stück ihres Gebrauchs, das Papier und die Bücher auf ihrem Schreibtisch, dieses Fußkissen, diese angefangene Arbeit auf dem Nähtisch, diese Handschuhe, die sie getragen hatte, alles sprach mit tausend Zungen und soviel lebhafter, als die Phantasie allein es je vermocht, von der Persönlichkeit der Geliebten. Eberhardt war schon durch die Anwesenheit in der Umgebung der Geliebten allein in eine Entzückung geraten, worin er Dorothea zu sehen und zu fühlen, gleichsam mit der Luft, welche sie atmete, in sich aufzusaugen glaubte.

Er brannte vor Ungebuld, sie selbst erscheinen zu sehen, und die Stille des Abends ward lebendig vor seinem Gehör, indem sie Dorotheens Schritt, das Rauschen ihres Kleides und den Druck ihrer Hand auf dem Thürgriff wohl hundertmal fälschlich ihm vorspiegelte.

Aber endlich war es Wirklichkeit, der Schlüssel drehte sich in der Thür, sie öffnete sich, eine geliebte Gestalt trat herein, und er glaubte vor Wonne zu vergehen in der Umschlingung ihrer Arme. Noch niemals hatte er mehr als ihre Hand berührt, und er hatte geglaubt glücklich zu sein, wenn seine Lippen sich auf diese zarte Haut preßten. Jetzt schien ihm, als ihr Mund den seinigen fand, alles vergessen zu sein, was er je an Glück genossen, und eine Trunkenheit köstlicher Art bemächtigte sich seiner Seele.

O, ich hatte wohl Kraft, den Schmerz der Trennung zu ertragen, meine süße Dorothea, sagte er leise, aber es scheint mir fast, als fehlte mir die Kraft für das Glück. Welch ein Strom von Entzücken überwältigt mich! Deine Liebe, o welche Seligkeit!

Er hielt sie an der Hand, und sie saßen zusammen wie einstmals in der Nische vor dem Altan. Ihr von Liebe und Scham erglühendes Antlitz ward im hellen Schein des Nachtgestirns gebadet und strahlte ihm eine kaum faßbare Freude zu.

Was mußt du von mir denken, sagte sie, daß ich so leichtsinnig bin! Verachtest du mich nicht, daß ich dir dies Stelldichein gegeben habe? Ach, ich mache mir selbst deshalb die schwersten Vorwürfe, aber ich konnte nicht anders. Ich fühle mit jedem Tage deutlicher, wie sehr ich an dir hänge, deine Abwesenheit ist mir fast unerträglich und ich leide unter der Ungerechtigkeit, die dir widerfährt. Auch ist mir keine Gelegenheit gelassen, dich an irgend einem andern Orte zu treffen, weil die Gräfin von Altenschwerdt mich gleich einem Spion verfolgt, und ich kaum noch Herrin einer einzigen Stunde meiner Zeit bin. Dazu hat sich seit gestern alles noch mehr verändert, weil nun mein Vater um unser Verhältnis weiß und mich mit Argwohn betrachtet. Er —

Mit Argwohn betrachtet? fragte Eberhardt. Wie? Er betrachtet dich nur mit Argwohn und er hat noch nichts davon gesagt, daß er den schrecklichen Plan hat, dich mit dem Grafen Dietrich zu vermählen? Nach dem, was mir der General heute erzählte, habe ich eine andre Nachricht gefürchtet.

So bist du also auch klar darüber, was mein Vater beabsichtigt? Mir ist es gewiß, obwohl es noch nicht zur Aussprache gekommen ist. Doch hat der General auch mir mitgeteilt, wie mein Vater seine Fürsprache deiner Werbung aufgenommen hat. Man will uns für immer trennen, es ist eine Verabredung zwischen meinem Vater und der Gräfin. Gestern hat, wie du mir vorher schriebst, der Graf von Francken mit meinem Vater gesprochen, und nun ist mir heute schon kein freundlicher Blick mehr zu Teil geworden. Was muß ich um dich leiden, Eberhardt, welche Qual ist es mir, von meinem Vater nicht mehr angedet zu werden! Aber ich will gern alles erdulden, wenn ich nur deiner Treue sicher bin. Darum habe ich dich gebeten, zu mir zu kommen. Ich muß dich ernstlich fragen, angesichts der drohenden Entscheidung, ob du willens bist, mir auf alle Fälle treu zu sein. Denn es ist wohl nicht zweifelhaft, daß wir des Äußersten gewärtig sein müssen. Mein Vater ist von unbegrenzter Festigkeit. Er wird, wie ich jetzt einsehe, niemals freiwillig zugeben, daß seine Tochter einen Bürgerlichen heiratet, und da er dazu noch seinen Schwiegerohn schon ausgesucht hat, so ist nicht daran zu denken, daß er sich unserm Willen beugt, wenn wir nicht mit einer noch größern Festigkeit, als er besitzt, zu einander halten. Darum sprich es mir noch einmal Hand in Hand aus — aber nein, was verlange ich? Fühle ich es denn nicht, sehe ich es denn nicht mit unumstößlicher Gewißheit, daß du mich liebst und daß

du mich niemals aufgeben wirst? Welch ein Verrat an dir, dich nur fragen zu wollen! Nein, Eberhardt, ich weiß, du bist mein, wie ich dein bin, und die härtesten Prüfungen werden dich nicht erschüttern. Selbst wenn das Schlimmste eintreten sollte, wenn mein Vater mich von sich stieße, würdest du mir doch treu bleiben!

Sa, du Ungläubige und Verräterin, sagte er mit innigster Zärtlichkeit, ja, ich werde dir treu bleiben. Was sage ich? Dir treu bleiben? Mir selbst, hätte ich sagen sollen. Denn ich habe nicht mehr das Gefühl, daß wir zwei wären, sondern deine Herrschaft über mich ist so grenzenlos, daß ich ganz dein bin und wir nur ein Leben bilden, welchem du befehlst. Und wie groß ist das Glück für mich, dir ganz zu gehorchen und zu deiner Höhe erhoben zu werden! Anbetungswürdiges Mädchen, wie ich bewundernd zu dir aufblicke, zu dir, deren Erhabenheit der Empfindungen so groß ist, daß du den Unterschied gar nicht siehst, der zwischen deiner Lage und der meinigen besteht. Denn du hast etwas aufs Spiel zu setzen, du hast etwas zu verlieren. Eine edle Geburt, einen großen Besitz, eine vornehme Familie, einen geachteten und angesehenen Namen. Alles das wagst du, wenn du dich entschlossen den Wünschen deines Vaters widersetzt. Aber ich, wer bin ich, und was habe ich zu verlieren? In jedem Falle kann ich nur unendlich viel gewinnen, und selbst die verstößene Tochter des stolzen Barons ist noch eine Fürstin im Vergleich zu mir. Ich fühle so sehr meinen Unwert, an äußerer Lebensstellung nicht nur, sondern auch an Adel des Geistes dir gegenüber, daß es mir als ein Frevel erscheinen will, Liebe von dir zu verlangen und durch meine beharrliche Sehnsucht nach deinem Besitz dich zu gefährden und herabzuziehen. Ja, glaube mir, es ist das ernstlich gesprochen, und ich lege es demütig deiner Entscheidung vor. Wenn ich zu wählen hätte zwischen deinem Besitz und deiner Achtung, Dorothea, so groß ist meine Liebe für dich, meine Königin, daß ich deine Achtung vorziehen würde.

Wie schön, mein geliebter Freund, daß sich meine Achtung so vollkommen mit deiner Liebe verträgt! entgegnete sie mit einem dankbaren und glückstrahlenden Blick. Ich weiß diese Liebe zu schätzen, welche fürchten kann, daß meine Achtung nicht ihr verdienter Preis sein würde. Nein, Eberhardt, diese Liebe ist zu kostbar, als daß von irgend einem Opfer auf meiner Seite die Rede sein könnte. Und höre meinen Plan. So wie ich meinen Vater kenne, liebt er mich zärtlich, und nur Vorurteile und Gewohnheiten, die von seinem Stande und seinem frühern militärischen Beruf unzertrennlich sind, lassen gleichsam die Schale seines Innern rauh erscheinen. Wenn ich ihm mit aller Sanftmut einer Tochter und aller Festigkeit eines Mädchens, welches dir angehört, vorstelle, daß er mich unglücklich machen würde, wenn er mir deine Hand verweigert, so wird er zuletzt doch nachgeben müssen. Ich glaube aus seinem Schweigen selbst eine gute Vorbedeutung ziehen zu dürfen. Er geht noch mit sich zu Räte, in welcher Weise er mir seinen Unwillen zu erkennen geben will, und scheut sich, mir seine Absicht hinsichtlich des Grafen Altenschwerdt mitzuteilen, weil er fühlt, daß mir dies schmerzlich sein wird. Aber ich werde noch durch etwas andres die Lösung dieser Sache erleichtern und dem Widerstreben meines Vaters, von seinem Plane abzugehen, noch einen besondern Hebel ansetzen. Ich baue auf den Charakter des Grafen Altenschwerdt selbst. Ich habe ihn kennen gelernt während dieser Zeit. Er ist gutmütig, von großem und seinem Verstande. Zuweilen, wenn wir uns über Kunst unterhielten, glaubte ich in seiner Meinung dich selbst zu hören, was du immerhin als ein Kompliment hinnehmen darfst, mein lieber

Maler. Doch die Eitelkeit ist der hervorragendste Zug bei ihm. Ich merke ihm an, daß er unlustig darüber ist, daß man über seine Hand entschieden hat. Denn ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Die Schönheit, die du so hoch hältst, mein guter, blinder Eberhardt, hat seinen helleren und unbefangenen Augen nicht imponirt. Er will mich heiraten, aber er will es nur seiner Mutter zu Gefallen thun. Freilich begreife ich nicht recht, wie ein Mann zu so etwas kommen kann, und es flößt mir keinen großen Respekt vor seiner Energie ein, daß er so über sich verfügen läßt. Doch ist die Gräfin ein höchst energischer Charakter, und ich begreife, daß er seine Mutter nicht nur liebt, sondern auch fürchtet. Sie aber wünscht wohl, wie so manche verblendete Mutter, ihrem Sohne etwas zu verschaffen, was man in der Sprachweise der thörichten Gesellschaft eine gute Partie nennt. Auf eben diese seine Nachgiebigkeit baue ich nun. Ich werde seinem Antrage, den ich voraussehe, zuvorkommen. Wenn mein Vater mir erklären wird, daß er meine Verbindung mit ihm wünscht, so werde ich eine gehorsame Verbeugung machen und den Grafen Dietrich unter vier Augen ins Gebet nehmen. Glaube mir, er entrinnt mir nicht. Ich werde ihn an seinem verwundbaren Punkte zu treffen wissen. Ich werde so mit ihm sprechen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden mehr unter diesem Dache weilt. Und dann ist der Weg wenigstens nach einer Seite hin frei, und meinem Flehen bei dem Vater ist das größte Hinderniß aus dem Wege geräumt. Ja vielleicht mache ich mir sogar übertriebene Besorgnisse hinsichtlich der Schwierigkeit meiner Aufgabe, und wird es gar so schwer nicht halten, den Grafen von seinen Ansprüchen auf meine unbedeutende Person abzubringen. Vielleicht verfallt ich in denselben Fehler, den ich ihm vorwerfe, wenn ich mich für ein wichtiges Geschöpf halte, dessen Zukunft irgend jemand außer dir, mein teurer Freund, so sehr ernstlich am Herzen läge.

Eberhardt dachte an die Eröffnung, welche der General ihm gemacht hatte, und er war nicht so zuversichtlich in Betreff dieses Planes, wie Dorothea zu sein schien. Doch mochte er nichts von der Familienbestimmung sagen, welche Dietrichs Bewerbung so besonders gewichtig machte. Hatte der Baron seiner Tochter noch nichts darüber mitgeteilt, so durfte er wohl auch nicht verraten, was ihm anvertraut worden war. Hieß es doch auch nur, Dorothea beunruhigen, deren schöner Glaube ihm in dieser Stunde so wohl that. Sie würde es schon erfahren, und dann blieben für den Fall, daß ihre jetzige Absicht mißglückte, ja immer noch diejenigen Mittel und Wege übrig, welche er ihr vorschlagen konnte.

Ich will wünschen, daß die Gründe versagen mögen, die du dem Grafen Altenschwerdt gegenüber vorbringen willst, sagte er lächelnd mit einem zärtlichen Händedruck. Aber ich muß dir gestehen, daß ich mir keinen Grund vorstellen kann, der stark genug sein könnte, um einen Mann, der Aussicht hat, dich zu gewinnen, zum Rückzug zu bewegen. Sollte wirklich der Graf dich mit so kühlem Auge betrachten, wie du meinst? Er müßte einen wunderlichen Geschmack haben. Und auch was du von seiner Eitelkeit sagst, will mir nicht recht einleuchten. Denn ich denke mir, er müßte gerade deshalb zwar beleidigt werden, wenn du ihn zurückweiserst, aber nur umsomehr zur Erringung eines so köstlichen Siegespreises aufgestachelt werden.

Du redest ganz thöricht, entgegnete sie. Du denkst, ich wäre für andre, was ich für dich bin. Doch ich will es entschuldigen, da ich mich darüber freue. Ich höre daraus wieder die Eifersucht sprechen, die schon in deinem gestrigen

Briefe zu vernehmen war. Aber zweifle nicht an mir und überlasse unser beider Sorgen ruhig meinen Händen. Denke immer daran, daß du mir so teuer bist, wie ich es mir selbst bin, und daß für mich kein Glück zu denken ist, welches nicht in dir seine Ursache hätte. Ich verteidige mein eignes Leben, indem ich dich verteidige, und ich fühle mich, wenn ich für dich kämpfe, so stark wie eine Löwin.

Eberhardt hörte diese Versicherungen mit einer überwältigenden Empfindung von Freude und beugte sich stumm über die weiße Hand, die sie seinen Küssen überließ.

Ja, sagte er dann, mit einem Blick voll Vertrauen sich in ihre strahlenden Augen versetzend, ja, ich will dir alles verdanken, und ich überlasse unser Geschick ganz deiner gütigen und klugen Leitung. Ich will von dieser Minute an jeden eifersüchtigen Gedanken und jeden Zweifel verbannen und mich völlig dem selbigen Vertrauen auf dich hingeben. Gebiete du unumschränkt über mich und schreibe mir vor, wie ich handeln soll. Dir übertrage ich die Herrschaft auch über meinen Willen, denn obwohl ich weiß, daß die Leidenschaften leichtgläubig machen, kann ich mich doch dem tröstlichen Glauben nicht entziehen, daß es dir gelingen wird, zu erreichen, was uns beide glücklich machen soll.

Die bezaubernde Nähe der Geliebten vermochte Eberhardts trübe Ahnungen und Befürchtungen allmählich vollends hinwegzuschmelzen, und er überließ sich immer mehr dem glücklichen Genusse, den diese Stunde bot. Während es ihm zuerst fast fremdartig erschienen war, die so lange aus der Ferne verehrte Göttin nun im Geheimnis ihres stillen Gemaches unter der verklärenden Beleuchtung der Nacht an seine Brust drücken, die Züge ihres Gesichts nahe vor sich sehen, ihren Hauch fühlen und seine Lippen mit den ihrigen vereinigen zu dürfen, machten sich nun die Rechte der Gegenwart geltend, und er wagte sich ihren Reizen voll zu überlassen. Ohne darüber nachzudenken, daß dies die glücklichste Stunde seines vergangenen Lebens sei, und ohne der Zukunft ins Auge zu sehen, verlor er sich in der engen Vereinigung seiner Seele mit der ihrigen, welche ihm Flügel zu verleihen schien, mit denen er sich über die Dual des Irdischen hinweg in das Reich der Vollkommenheit zu erheben glaubte.

So schwand die Zeit mit unglaublicher Geschwindigkeit hinweg, und als ihn Dorothea zu gehen mahnte, wollte er kaum glauben, daß Stunden während seiner Anwesenheit verfloßen waren, und begriff nicht, daß der Mond, der bei seinem Kommen voll hereingeschienen hatte, nunmehr mit schrägem Strahl durch das Fenster blickte. Er riß sich zögernd von ihr los, und noch einmal mit einem Seufzer die winkende Gestalt der Geliebten und das im Zwielficht so traulich lockende Gemach überfliegend, wandte er sich ab, um Millicent zu folgen, die als gewandte Botin und Führerin auf ein Zeichen der Herrin sich eingestellt hatte. Wie im Traume schritt er den Korridor entlang, dem flüchtigen Gange des jungen Mädchens nacheilend, und war im Geiste nicht da, wo sein Körper sich bewegte. So bemerkte er nicht, aber auch Millicent bemerkte es nicht, daß ein verborgenes Auge ihn erspäht hatte.

Der Korridor war nicht mehr erleuchtet, da die Stunde vorüber war, wo die Lampen im Schlosse gelöscht wurden, und nur der Mondschein erhellte ihn, indem er abwechselnd dunkle und vor den Fenstern helle Teile bildete. In einem dieser dunkeln Zwischenräume stand eine schwarze Figur in der tiefen Umrahmung einer Thür, welche selbst in dunkeln Braun gemalt war. Sie stand unbeweglich, und nur als das Paar an ihr vorübergeeilt war, bog sie

den Hals vor, und es blickten Eberhardt mit düsterm Glanze die dämonischen Augen der Gräfin Sibylle nach.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gräfin Sibylle hatte heute ein Spiel mit dem Baron gespielt, worin sie sich gezwungen gesehen hatte, mehr als je vorher ihre Karten aufzudecken. Die Erinnerung hieran ließ sie nicht ruhen, und eine argwöhnische Vermutung hatte sie getrieben, den Zugang zu Dorotheens Wohnung zu überwachen, nachdem diese sich unter dem Vorwande, Kopfschmerz zu haben, vom Theetische entfernt hatte.

Baron Sertus war sehr aufgeregt und angegriffen. Ob es nun allein die Wirkung seines Gesprächs mit dem General war, oder ob vielleicht auch das gute Diner üble Nachwirkungen bei seinem immer noch etwas schwankenden Gesundheitszustande hatte — er war übelläunig und reizbar aufgestanden, und diese Stimmung hatte sich im Laufe des Tages nicht gebessert. Am vergangenen Abend war er mit der Absicht zu Bette gegangen, Dorotheens Liebesangelegenheit sofort zu ordnen und ihr gleich am folgenden Morgen zu erklären, daß sie den Grafen Dietrich heiraten müsse. Aber er fühlte sich am Morgen nicht dazu aufgelegt, dies zu thun. Die Vorstellungen des Generals hatten im stillen nachgewirkt, und er fühlte sich unbehaglich bei dem Gedanken, seiner Tochter einen großen Schmerz zu bereiten. Das alte Gefühl, sein Leben lang ungerecht gegen sie gewesen zu sein, war heute sehr stark bei ihm, er dachte an seine verstorbene Frau zurück und warf sich vor, daß er ein liebevollerer Gatte wie liebevollerer Vater hätte sein können. Er gedachte, die Auseinandersetzung mit Dorothea noch zu verschieben, um nicht in seiner gegenwärtigen Reizbarkeit zu etwas Unbedachtem hingerissen zu werden. Trotzdem konnte er einen tiefen Groll darüber nicht unterdrücken, daß Dorothea gewagt hatte, ihr Herz so unwürdig zu verschenken, und er vermied es, wie sie schmerzlich bemerkte, sie anzureden oder auch nur anzusehen. Endlich entschloß er sich, zunächst über Eberhardts Persönlichkeit nähern Aufschluß zu suchen. Hatte die Gräfin Recht mit ihrer Verdächtigung, so mußte es ja leicht werden, Dorothea von jedem Gedanken an ihn abzubringen. Er hatte schon lange vorgehabt, diesen Punkt ganz ernstlich der Gräfin gegenüber zur Sprache zu bringen, hatte sogar einige male von weitem darauf hingelenkt, war aber immer wieder, er wußte selbst nicht wie, in seiner Unterhaltung mit ihr von diesem Thema abgekommen. Daß die Gräfin selbst mit großer Geschicklichkeit vermieden hatte, sich über ihre Verdächtigung näher aussprechen zu müssen, war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen.

Heute nun, als er wie gewöhnlich am Nachmittage vor dem Essen mit ihr in der Bibliothek war, und während sie glaubte, daß er sich dem gewohnten Schläfchen überlassen würde, fing er von der Sache an, indem er sie fragte, ob sie sich nicht erinnern könne, was das damals für eine Geschichte gewesen sei, bei welcher der Maler Eichenburg sich zweideutig benommen haben solle.

Gräfin Sibylle warf ihm einen tief forschenden Blick zu. Es war ihr nicht entgangen, daß heute etwas Ungewöhnliches im Gemüte des alten Herrn vorging, und sie war in Besorgnis darüber, was der Gegenstand seiner gestrigen Unterhaltung mit dem General gewesen sein könne. Es war ihr gestern schon aufgefallen, daß er sich mit jenem in sein Arbeitszimmer zurückzog, und vermöge

eines Scharfblicks, der nicht gewöhnlicher Art war, hatte sie den wahren Grund durchschaut. Während oben Baron Sextus und der Graf von Francken von der Källichkeit einer Vermählung mit ihr sprachen, hatte sie unten im Musikzimmer nur mechanisch auf das Spiel gehört, aber im Innern alle die Worte erwogen, welche über sie zwischen den beiden alten Herren gewechselt werden könnten. Sie glaubte nicht, daß der General in ihrem Sinne reden würde. Es war eine geheime, unausgesprochene, aber fühlbare Antipathie zwischen ihr und ihm. Sie fühlte, als das Gespräch dort oben so lange dauerte, einen wahren Haß gegen ihn, indem sie sich vorstellte, was er gegen sie vorbringen und wie er dem Baron sein Alter vorhalten würde, und als die Herren endlich noch erschienen, glaubte sie in des Barons aufgeregtem Wesen den Beweis ihres Argwohn zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

West- und Mittel-Rußland. Handbuch für Reisende, herausgegeben von K. Bädeler. Mit 7 Karten und 13 Plänen. Leipzig, Karl Bädeler, 1883.

Endlich hat Bädeler nun auch seinen Eroberungszug nach Rußland gemacht. Eben zu günstigem Augenblick, kurz vor der Krönung Alexanders III., die mehr Europäer als jemals früher zu ähnlichen Gelegenheiten nach Moskau gelockt haben wird, ist das rote Buch erschienen, welches nunmehr ohne Zweifel in der Rocktasche keines der tausende fehlen wird, die das unbekannte Ostland besuchen. In gewöhnlicher Zeit ist ja Rußland wohl von allen Ländern Europas dasjenige, welches den Touristen am wenigsten anlockt, denn es ist als Kulturland zu un-kultivirt, als Naturland zu arm an Schönheit. Aber in keinem bedurfte es auch für den Touristen so sehr eines Reisehandbuches als hier, wo ungezählte Schwierigkeiten dem Reisenden sich entgegenstellen, an die er in Europa und in vielen außer-europäischen Ländern nicht mehr gewöhnt ist. Die Unannehmlichkeiten des Polizeistaates, die unbekannte Sprache, die allgemeine Prellerei, der die Fremden in den größeren russischen und polnischen Städten ausgesetzt sind, Unredlichkeit, Unreinlichkeit, schlechte Verpflegung und so vieles andre lassen den Reisenden hier ganz besonders den guten Rat des Erfahrenen hochschätzen. Bädeler aber hat sich hier noch ein ganz besonderes Verdienst erworben, da es in Rußland an allen Vorarbeiten für ein solches Buch fehlte, er also zur Anfertigung seines Reisehandbuches ohne Zweifel außerordentliche Schwierigkeiten hat überwinden müssen. Wenn man diesen Umstand berücksichtigt, so hat die Verlagshandlung ihre Aufgabe wiederum in bekannter glänzender Weise gelöst. Gelöst freilich nur insofern, als vorläufig die wichtigsten Teile des Reiches und darin die wichtigsten Ortschaften bearbeitet worden sind, das weniger Wichtige und große Gebiete, wie z. B. der ganze Süden auch nur des europäischen Rußlands, vollständig beiseite gelassen und wohl einer spätern Bearbeitung vorbehalten worden sind. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß das Material zu diesem Werke, wie aus dem Vorworte zu ersehen ist, von dem königlich preussischen Hauptmann Pauli zusammengetragen und verarbeitet worden ist. Der Reisende findet die alte gewohnte Art der Ein-